

Schriften des Historischen Kollegs

Kolloquien
62

Sprache der Geschichte

R. Oldenbourg Verlag München 2005

Sprache der Geschichte

Herausgegeben von
Jürgen Trabant
unter Mitarbeit von
Elisabeth Müller-Luckner

R. Oldenbourg Verlag München 2005

<i>Bettina Lindorfer</i> Der Diskurs der Geschichte und der Ort des Realen. Roland Barthes' Beitrag zum linguistic turn der Geschichtsschreibung	87
<i>Tim B. Müller</i> Der <i>linguistic turn</i> ins Jenseits der Sprache. Geschichtswissenschaft zwischen Theorie und Trauma: Eine Annäherung an Dominick LaCapra	107
Wie schreibt man Geschichte?	133
<i>Ulrich Raulff</i> Der Teufelsmut der Juden: Warburg trifft Nietzsche	135
<i>Christian Meier</i> Programm einer Geschichtsschreibung	149
Autorenregister	165

Jürgen Trabant

Zur Einführung: Vom linguistic turn der Geschichte zum historical turn der Linguistik

1. Wie linguistisch ist der linguistic turn der Geschichtswissenschaft?

1.1. Daß Sprachwissenschaft und Geschichtswissenschaft einander keine ganz fremden Disziplinen sein können, zeigt die Tatsache, daß sich in der Vergangenheit die Sprachwissenschaft explizit als historische Disziplin verstand. Die sogenannte historische Sprachwissenschaft behandelte die Sprache geradezu exklusiv als etwas in der Zeit sich Veränderndes. Sie war allerdings in ihrer klassischen Blütezeit – im 19. Jahrhundert – doch eher „Diachronie“, eine Art Naturgeschichte der Sprache, als Geschichte. Neben dieser naturgeschichtlichen Ausrichtung der Sprachwissenschaft hatte sich dann aber auch die „Sprachgeschichte“ etabliert, die ausdrücklich Sprache mit den geschichtlichen Kräften des Menschen verband, mit der Sprachgemeinschaft („Nation“), der politischen und kulturellen Entwicklung derselben, den künstlerischen Tätigkeiten und literarischen Erzeugnissen in der entsprechenden Sprache. Die Beziehungen zwischen Geschichte und Linguistik waren vor hundert Jahren so eng, daß einer der berühmtesten Glaubenssätze der Sprachwissenschaft lange Zeit der folgende papale Ausspruch Hermann Pauls war, des bedeutendsten Germanisten seiner Zeit: „Es ist eingewendet worden, daß es noch eine andere wissenschaftliche Betrachtung der Sprache gäbe, als die geschichtliche. Ich muß das in Abrede stellen.“¹

Aber urbi et orbi verkündete Dogmen erzeugen Widerspruch: Sprachgeschichte und diachronische Sprachwissenschaft sind seit der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts nicht mehr das Herz der Linguistik. In ihrer herrschenden Lehre wurde sie Wissenschaft von synchron betrachteten Strukturen, die programmatisch von jedem Bezug zu den sie umgebenden historischen Gegebenheiten und zu den Texten abgeschnitten wurden, in denen sich die geschichtlichen Kräfte notwendigerweise entäußern und aufbewahren. Schließlich wurde sie Wissenschaft von der diesen verschiedenen Strukturen zugrundeliegenden Einen Struktur, einem angeborenen kognitiven Mechanismus, *language* genannt, der als ein natur-

¹ Hermann Paul, *Prinzipien der Sprachgeschichte* (1. Auflage 1880, Tübingen 71966) 20.

wissenschaftlicher Gegenstand gänzlich der Geschichte abhandeln gekommen ist. Man darf sich keine Illusionen machen: Auch der Sprachwandel, also die diachronische Veränderung von Sprache, die hier und da heute wieder in der Linguistik thematisiert wird, wird (wie schon im 19. Jahrhundert) weiterhin als naturhaftes Geschehen thematisiert (Oesterreicher weist im vorliegenden Band darauf hin). Nach den intensiven Beziehungen zwischen Sprache und Geschichte in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts entfernte sich die Sprachwissenschaft in ihrer herrschenden Lehre also immer weiter von der Geschichte und ihrer Wissenschaft und hat heute – jedenfalls im vermeintlichen Zentrum der linguistischen Aktivität – kaum noch etwas mit ihr zu tun.

Es war, so scheint es, daher auch eher die Geschichte, die sich der Sprachwissenschaft wieder annäherte, als sie Fragen stellte, bei denen sie eigentlich Interesse bei den Sprachwissenschaftlern hätte finden müssen. So hätte man doch, etwa als die Geschichtswissenschaft die Begriffsgeschichte entdeckte und Koselleck über die „Semantik geschichtlicher Zeiten“ schrieb, eine intensive Begegnung der Geschichte mit der Sprachwissenschaft erwartet. Merkwürdigerweise wurde aber doch eher wenig Sprachwissenschaft bei diesem so offensichtlich linguistischen Projekt konsultiert (auch wenn Koselleck punktuell mit ihr kooperiert hat)². Koselleck zitiert kaum Sprachwissenschaftler³, und er schafft sich eine ganz eigene semantische Theorie (die später dann mit ziemlich guten Argumenten von der linguistischen Semantik kritisiert wurde)⁴. Wieso arbeiteten keine Sprachwissenschaftler an den *Geschichtlichen Grundbegriffen* mit, dem Hauptwerk dieser ersten Hinwendung der Geschichte zu sprachlichen Gegenständen? War die Linguistik schon völlig ins Unhistorische abgedriftet? Jedenfalls war dies eine erste „rencontre manquée“ (Lindorfer) zwischen Geschichte und Linguistik.

*

1.2. In jüngerer Zeit nun erweckt der Ausdruck „linguistic turn der Geschichte“ den Eindruck, als habe Geschichte sich intensiv mit Linguistik verbunden. Der englische Ausdruck wird nämlich zumeist mit „linguistische Wende“ übersetzt, und man findet dann tatsächlich oft auch einen Hinweis auf den Vater der modernen europäischen Linguistik, auf Ferdinand de Saussure, mit dem das alles zusammenhänge bzw. der an allem schuld sei⁵. In Wirklichkeit hängt der linguistic turn nur sehr vermittelt mit Linguistik und dem besagten Saussure zusammen, sofern der französische Text-Theoretiker Roland Barthes indirekt auf Saussure rekur-

² Z.B. mit Wolf-Dieter Stempel, vgl. *Reinhard Koselleck, Wolf-Dieter Stempel* (Hrsg.), *Geschichte – Ereignis und Erzählung* (München 1973).

³ Vgl. z.B. den Personenindex von *Reinhard Koselleck, Vergangene Zukunft. Zur Semantik geschichtlicher Zeiten* (Frankfurt a.M. 1979). Auch an dem Band *Reinhard Koselleck* (Hrsg.), *Historische Semantik und Begriffsgeschichte* (Stuttgart 1978) hat kein Sprachwissenschaftler mitgewirkt.

⁴ Vgl. *Dietrich Busse, Historische Semantik. Analyse eines Programms* (Stuttgart 1987).

⁵ Vgl. z.B. *Georg G. Iggers, Zur „Linguistischen Wende“ im Geschichtsdenken und in der Geschichtsschreibung*, in: *Geschichte und Gesellschaft* 21 (1995) 569.

riert. Wie auch schon der „linguistic turn“ der Philosophie, wo der Ausdruck ja zuerst auftaucht⁶, nichts mit Linguistik zu tun hatte, so hat er auch in der Geschichtswissenschaft nichts mit Linguistik zu tun. Linguistic turn bedeutet einfach: „sprachliche Wende“ oder „Hinwendung zur Sprache“. In der Philosophie bezeichnet der Ausdruck die Tatsache, daß sich die Wissenschaftsphilosophie – Frege am Ende des 19. Jahrhunderts, dann Wittgenstein und dann die Philosophie insgesamt – wieder einmal (sie wußte es schon immer, seit Platon nämlich) der Tatsache bewußt geworden war, daß zwischen die Fakten und den Wissenschaftler die Wörter treten, vor allem die in ihnen sedimentierten Semantiken, und somit die präzise und „objektive“ wissenschaftliche Bezeichnung der Wahrheit stören. So wird beispielsweise – Freges berühmtes Beispiel – ein und derselbe astronomische Sachverhalt von der völlig unwissenschaftlichen Volkssprache einmal „Morgenstern“ und einmal „Abendstern“ genannt, ein natürlich unhaltbarer Zustand für die Freunde der objektiven Wahrheit. Man denke auch an die wissenschaftlich unmöglichen Ausdrücke „Sonnenaufgang“ oder „Walfisch“. Diese „Irrtümer“ der umgangssprachlichen Semantik müssen daher im Namen der Wahrheit beseitigt werden, was durch die sogenannte „Analyse“ der Sprache geschieht, d.h. durch eine rationale Auflösung der in den Wörtern enthaltenen Semantik (der sogenannten „Vorurteile“), so daß der Philosoph oder Wissenschaftler dann beim Sagen der Wahrheit nicht mehr über die Fallstricke der Sprache stolpert und der „Verhexung“ (Wittgenstein) durch die Sprache entkommt. Der linguistic turn der Philosophie ist also eine Wende zur Sprache zum Zwecke ihrer Abschaffung beim philosophisch-wissenschaftlichen Geschäft. Er ist also insgesamt eine ziemlich zähneknirschende Kritik an der Sprache, mitnichten etwa eine liebevolle Hinwendung zu dieser wunderbaren Kreation des menschlichen Geistes.

*

1.3. Auch der linguistic turn der Geschichtswissenschaft ist eine „sprachliche“ und keine „linguistische“ Wende. Er hat nichts (oder kaum etwas) mit Linguistik zu tun, sondern bezeichnet eine Hinwendung der Geschichtswissenschaft zur „Sprache der Geschichte“⁷. Er ist wegen der Ambiguität von „Geschichte“ sogar eine doppelte Hinwendung: einerseits zur Sprachlichkeit der Historiographie und andererseits zur Sprachlichkeit ihrer Gegenstände. Das wird nicht immer unterschieden, obwohl es zwei durchaus verschiedene Problematiken betrifft. In der ersten Hinsicht ist sie dem linguistic turn der Philosophie vergleichbar, sofern die Geschichte wie diese wieder einmal (auch die Geschichte wußte es schon immer) bemerkt, daß die historischen Fakten nicht einfach in der sogenannten Realität da liegen und dann nur noch vom Historiker objektiv wissenschaftlich bezeichnet zu

⁶ Vgl. *Richard M. Rorty* (Hrsg.), *The Linguistic Turn. Essays in Philosophical Method* (1. Auflage 1967, Chicago, London 21992).

⁷ „Mit Linguistik haben die verschiedenen Positionen des ‚linguistic turn‘ streng genommen nichts zu tun“, stellt endlich in dankenswerter Deutlichkeit auch die Historikerin *Francisca Loetz* fest: *Sprache in der Geschichte. Linguistic Turn vs. Pragmatische Wende*, in: *Rechtsgeschichte* 2 (2003) 88.

werden brauchen, sondern daß sich vor die historische Welt, die *res gestae*, durch das Schreiben der Geschichte notwendigerweise eine Welt aus Sprache schiebt, die *historia rerum gestarum*, so daß die *res gestae* nur durch die sprachliche Darstellung zugänglich sind. Diese neuere Aufmerksamkeit auf die Sprache der Geschichtsschreibung ist anfangs auch durchaus – wie bei der Philosophie – *kritisch* gemeint: Hayden White, der als Hauptverantwortlicher für den linguistic turn gilt, legte seine Analyse großer historiographischer Texte – „Metahistory“⁸ – durchaus als Kritik an der Geschichtsschreibung an: Er zeigt ja, daß diese durch ihre sprachliche Verfaßtheit eben keine echte wissenschaftliche Objektivität erreichen kann. Das Motiv der analytischen Philosophie, die *Kritik* an der Sprache, der Wunsch nach „Auflösung“ der Sprache zum Zwecke der Erreichung wahrer Objektivität, war – das wird sehr leicht übersehen – durchaus und auch ausdrücklich ein Motiv dieses linguistic turn⁹. Im Unterschied zur Philosophie, die bei dem Ausdruck „Sprache“ stark an einzelne Wörter denkt, die ihr die verflixten Volkssprachen vorgeben – *Morgenstern, Abendstern* –, ist mit „Sprache“ beim historischen linguistic turn allerdings vor allem der *Text* gemeint, den die Historiker produzieren. Die sprachliche Wende ist also vor allem eine „textuelle“ Wende, eine Hinwendung auf die Art und Weise, wie Historiker schreiben. Hayden White ist ja von Hause aus ein Literatur-, also ein Text-Wissenschaftler, der selber auch ausdrücklich lieber vom „discursive turn“ spricht.

Nun ist aber die Feststellung der Sprachlichkeit der Historiographie und die Untersuchung der literarischen Verfahren in historiographischen Texten ja eigentlich nichts, worüber sich Historiker erregen sollten. Daß Geschichte geschrieben wird und daß historische Darstellungen literarische Aspekte haben, ist wohl allen klar. Was aber die Leidenschaften erregt, ist das behauptete *Ausmaß* der Sprachlichkeit bzw. besser: Literarität der Historiographie. White behauptet, daß es eigentlich keinen Unterschied zwischen literarischen Texten und historiographischen Texten gibt, daß der Fiktionalitätsgrad (und damit auch die Faktizität) beider Diskurse derselbe sei. Und entgegen seiner eigenen kritischen Ausgangsposition gegen diese Tatsache („Metahistory“ wollte die Historiker noch dazu aufordern, endlich eine „richtige“ Wissenschaft zu werden und „objektiv“ zu schreiben) hat er sich diesen Befund schließlich affirmativ zu eigen gemacht.

Diese *Gleichsetzung von Geschichtsschreibung und Literatur* hat man daher auch – durchaus zurecht – für das Hauptcharakteristikum des linguistic turn gehalten, also die durchaus als Provokation intendierte lustvolle Verabschiedung der „Objektivität“ oder der um „Wahrheit“ ringenden Referentialität der Geschichtsschreibung. Dies hat viele Historiker aufgebracht, die sich bei aller – zugegebenen – sprachlichen Verfaßtheit der Geschichte das Bemühen um wissenschaftliche Objektivität nicht ausreden lassen wollten, die einen – möglichst „wahren“ – Bezug auf die „Wirklichkeit“ für die Geschichte für konstitutiv halten und für eine

differentia specifica des historiographischen Diskurses gegenüber dem literarischen. Sie wollen die Geschichtsschreibung nicht in der Dichtung aufgehen lassen. „Klio dichtet nicht“ halten sie White entgegen (hier im Band Kittsteiner), dessen – deutscher – Buchtitel gerade lustvoll provokant behauptet hatte, daß Klio dichte¹⁰.

Und an dieser Stelle kommt nun auch das bißchen Linguistik in den linguistic turn, das ich oben angedeutet habe: White und die ihm folgenden Historiker haben – zur Stärkung und Abstützung ihrer Auffassung von der uneinholbaren Literarität des historischen Schreibens – Bezug genommen auf den schon erwähnten französischen Texttheoretiker Roland Barthes. Barthes hat in einem berühmten Aufsatz „Le discours de l'histoire“ (1967)¹¹ die Naivität seiner historischen Zeitgenossen kritisiert, die meinten, sie könnten in ihren historischen Darstellungen einfach die Wirklichkeit bezeichnen, so als ob sich das materielle Wort oder auch das geschriebene Zeichen *direkt* auf die Realität beziehen würde. Dagegen wendet er eine Überzeugung des Gründungsvaters der europäischen Linguistik Ferdinand de Saussure (die aber keine Erfindung von Saussure ist), nämlich daß an den materiellen Wörtern bestimmte einzelsprachliche Bedeutungen „kleben“ (wie Herder gesagt hat), so daß sich Wörter immer *zusammen mit ihren Bedeutungen* auf die Welt beziehen. Also: um Freges Beispiel noch einmal zu bemühen, daß die Wörter *Abendstern* und *Morgenstern* nicht einfach als Laute oder Schriftzeichen direkt auf den Gegenstand Venus referieren, sondern daß in ihnen eben die Bedeutungen „Stern des Morgens“ bzw. „Stern des Abends“ mitgedacht werden müssen, wenn man über den Gegenstand Venus spricht. Die Bedeutungen der normalen Sprache lassen sich auch in den Texten der Historiker nicht einfach überspringen, sie sind immer da, da die Historiker die normale („natürliche“) Sprache für ihr Schreiben verwenden. Als weitere „Bedeutungs-Schicht“ kommt noch hinzu, daß die Kombinationen der Wörter zu *Texten* zusätzliche – eben textuelle – Bedeutungen schaffen (die die Sprachwissenschaft „Sinn“ nennt), z.B. indem sie die von White aufgezeigten rhetorischen Verfahren anwenden. Dieser Gedanke nun, daß die Bedeutung immer am materiellen Wort klebt, daß Signifikant und Signifikat eine unauflösbare Einheit bilden, dieser Gedanke ist in der Tat von Saussure in seiner Grundlegung der Sprachwissenschaft stark gemacht worden. Erfunden hat er dies – wie gesagt – nicht, sondern er setzt alte Einsichten fort, die vom Humanismus ausgehend das europäische Sprachdenken seit Bacon 1620 immer deutlicher beunruhigt oder entzückt hatten¹². Die notwendige Präsenz von einzelsprachlichen und weiteren textuellen Signifikaten bei jedem Sprechen, auch beim historiographischen Sprechen, ist, wenn man so will, der Beitrag Saussures.

Der entscheidende weitergehende Gedanke aber (der die Gegner des linguistic turn auf die Palme bringt) stammt nicht von Saussure: Barthes fügt nämlich nun

⁸ Hayden White, *Metahistory. The Historical Imagination in Nineteenth-Century Europe* (Baltimore, London 1973).

⁹ White, *Metahistory*, XI, 2, 428.

¹⁰ Hayden White, *Auch Klio dichtet oder die Fiktion des Faktischen* (Stuttgart 1986).

¹¹ Roland Barthes, *Le discours de l'histoire* (1967), jetzt in: *Roland Barthes, Le bruissement de la langue. Essais critiques IV* (Paris 1984) 163–177.

¹² Vgl. Francis Bacon, *Neues Organon*, hrsg. von Wolfgang Krohn (Darmstadt 1990).

als Einsicht *seiner* Texttheorie hinzu, daß der historiographische Text seine sprachliche Immanenz gar nicht transzendieren könne. Der Historiker versuche dies zwar, indem sein Text gleichsam immer rufe: „Das ist tatsächlich geschehen“, „c'est arrivé“¹³. Der Text könne aber als Text nicht wirklich über sich hinausweisen. „Il n'y a pas de hors-texte“, formuliert Jacques Derrida im selben Jahr diesen Gedanken als Grundsatz einer allgemeinen Theorie des geschriebenen Textes¹⁴, der dann gleichsam als Glaubenssatz dem linguistic turn zugrundegelegt wird. Dies ist – und darauf möchte ich bestehen – ein entscheidender Gedanke der französischen Text-Theorie, es ist aber ein Gedanke, der bei Saussure nicht vorkommt. Dessen linguistische Programmatik begünstigt diese Ablehnung von Referentialität und Weltbezug höchstens insofern, als sie sich auf Sprachen (*langues*) als abstrakte Regelsysteme konzentriert und abstrakte Regelsysteme sich als solche einfach nicht auf die Realität beziehen (sie sind ja als „abstrakte“ gerade von der Realität abgezogen). Aber es ist allen Linguisten klar, daß, wenn Sprache als *Rede* vorkommt, diese in der Welt steht und auch auf diese referiert.

Daß es keinen hors-texte geben soll, ist also kein von der *Linguistik* formulierter Gedanke (schon weil sie sich kaum mit Texten beschäftigt). Es ist aber natürlich ein Gedanke, den eine Theorie des *Geschriebenen*, eine Grammatologie, nahelegt: Das Sprechen ist ja im Geschriebenen der unmittelbaren Situation enthoben. Und natürlich ist es ein eminent *ästhetischer* Gedanke: der künstlerische Text hat ja sozusagen prinzipiell kein hors-texte. Auch deswegen ist der linguistic turn kein „linguistischer“ turn, sondern viel mehr ein ästhetischer. Als ästhetisch-literarische Hinwendung auf den Text unterscheidet sich der linguistic turn der Historiographie dann allerdings profoundly vom linguistic turn der Philosophie. Er ist *nicht kritisch* gegenüber der Sprache (White war dies noch am Anfang), sondern propagiert geradezu das Verbleiben in der sprachlichen Immanenz.

*

1.4. Aber was Derrida mit der Negation eines hors-texte meinte, ist ja noch etwas anderes, das uns zu dem oben erwähnten zweiten Aspekt des linguistic turn führt: zur Sprachlichkeit der *res gestae*. Derrida meint mit der Behauptung, daß es nichts außerhalb des Textes gebe, nicht nur, daß ein Text nicht auf außersprachliche Wirklichkeit verweise, sondern vor allem, daß er sich nur *auf andere Texte* beziehe. Auch hier ist natürlich die Übertreibung wieder die Provokation für die Geschichtswissenschaft, also die aus diesem Grundsatz folgende Behauptung, daß Geschichte *nur* von Text zu Text übergehe, wenn sie ihre Quellen bearbeite, und

¹³ Barthes, *Le discours de l'histoire* (wie Anm. 11) 176.

¹⁴ Jacques Derrida, *De la grammatologie* (Paris 1967) 227. Die Debatte der französischen Historiker in den siebziger Jahren darüber, wie man Geschichte schreibt, ist dagegen weniger bleibend wahrgenommen worden, vgl. Paul Veyne, *Comment on écrit l'histoire* (Paris 1971) und Michel de Certeau, *L'écriture de l'histoire* (Paris 1975). Beachtung findet aktuell Paul Ricoeur, *Geschichtsschreibung und Repräsentation der Vergangenheit* (Münster, Hamburg, London 2002).

gleichsam nie aus diesen textuellen Verweisen herauskomme. Ansonsten bedeutete die verstärkte Aufmerksamkeit der Geschichtswissenschaft für die Textualität ihrer Quellen eine heilsame Bereicherung: Daß die sogenannten historischen Fakten hauptsächlich als Texte in den Archiven vorhanden sind, wußte zwar jeder Historiker. Die Hinwendung aufs Sprachliche hat aber bewirkt, daß die Textualität der Quellen selbst verstärkt wahrgenommen wurde und daß die sogenannten Fakten selbst als sprachliche oder kommunikative Geschehnisse bewußt wurden. Die *res gestae* selbst sind ja zu einem großen Teil sprachliche Vorgänge: Reden, Eingaben, Telegramme, an Kirchentüren angeheftete Thesen, Programme, Gespräche etc., bzw. auch andere Zeichen: Bilder, Fahnen, Gebärden etc. Der Mensch ist ein *zoon logon echon*, der historische Mensch ist ein Sprache habendes Wesen. Und diese Überzeugung charakterisiert die Forschungen einer erfolgreichen Richtung der Geschichtswissenschaft, etwa von Darnton oder Zemon Davies¹⁵. Gegen die Gefahr, auf der Objektebene die Sprachlichkeit der Fakten so zu übertreiben, daß die *res gestae* ausschließlich zu sprachlichen Gegenständen werden, haben im übrigen gerade Forscher protestiert, die durchaus dieser Forschungsrichtung angehören, wie etwa Roger Chartier¹⁶.

Wenn ich es richtig sehe, gab es zu Beginn dieser Beachtung sprachlich-kommunikativen Geschehens durch die Geschichtswissenschaft in Frankreich vor vielen Jahren einmal eine Kooperation zwischen Linguistik und Geschichte, die nun allerdings ihrerseits schon längst Geschichte ist¹⁷. Ansonsten aber hat auch bei dieser Hinwendung aufs Sprachliche Linguistik kaum eine Rolle gespielt, d.h. auch dieser linguistic turn der Geschichte ist keine wirkliche Annäherung von Linguistik und Geschichte gewesen.

*

1.5. Aber hätte nicht die Wissenschaft von der Sprache der Geschichte angesichts ihrer doppelten Sprachlichkeit viel zu sagen? Müßte man nicht, wenn es sie nicht gibt, tatsächlich einen linguistic turn, also eine *linguistische* Wende der Geschichte, herbeiführen? Man könnte tatsächlich an allerlei linguistische Beschreibungsvorschläge, vor allem die sogenannte Textlinguistik, denken, die auch in der histori-

¹⁵ Vgl. z.B. Robert Darnton, *Das große Katzenmassaker. Streifzüge durch die französische Kultur vor der Revolution* (München 1989); *ders.*, *Poesie und Polizei. Öffentliche Meinung und Kommunikationsnetzwerke im Paris des 18. Jahrhunderts* (Frankfurt a.M. 2001); Natalie Zemon Davis, *Der Kopf in der Schlinge. Gnadengesuche und ihre Erzähler* (Berlin 1988). Zu dieser Forschungsrichtung in Deutschland vgl. den schon zitierten Artikel von Francisca Loetz, *Sprache in der Geschichte* (wie Anm. 7).

¹⁶ Roger Chartier, *L'Histoire Culturelle entre 'Linguistic Turn' et Retour au Sujet*, in: Hartmut Lehmann (Hrsg.), *Wege zu einer neuen Kulturgeschichte* (Göttingen 1995) 29–58. Das Archiv und die Regeln der Zunft bewahren im übrigen nach Chartier den Historiker vor subjektivistischer dichterischer Entgleisung.

¹⁷ Vgl. z.B. Régine Robin, *Histoire et linguistique* (Paris 1973). Die Arbeiten von Jacques Guilhaumou verdanken sich dieser Tradition. Vgl. z.B. Jacques Guilhaumou, *Sprache und Politik in der Französischen Revolution* (Frankfurt a.M. 1989).

schen Textanalyse zur Anwendung gebracht werden könnten. Aber das Interessante an dem sogenannten „linguistic turn“ der Geschichtswissenschaft ist aus linguistischer Sicht nicht so sehr der Export linguistischer Erkenntnisse als vielmehr die umgekehrte Tatsache, daß viele geschichtswissenschaftliche Beiträge zu dieser Diskussion bedenkenswerte Beiträge zu einer recht verstandenen Sprachwissenschaft sind. Wulf Oesterreicher erinnert in seinem Beitrag zum vorliegenden Band daran, daß einer der großen Gegenstandsbereiche der Sprachwissenschaft „Diskurstraditionen“ sind. Dies sind historische Formen des Sprechens, zu denen natürlich auch der „discours de l'histoire“, die Geschichtsschreibung, gehört. Solche Diskurstraditionen sind zwar nicht ausschließlich Gegenstand der Sprachwissenschaft, sondern andere Disziplinen haben auf diese sprachlichen Gegenstände sogar vorrangig Zugriff und ihre ganz spezifische Einsichten, aber sie sind eben *auch* Gegenstand von Sprachwissenschaft.

Um nun solche Einsichten anderer Disziplinen in die Linguistik zu integrieren, ist es aber erst einmal notwendig, wie Oesterreicher dies tut, die Sprachwissenschaft daran zu erinnern, daß ihr Kernbereich ein *historischer* ist. Natürlich wissen viele Sprachwissenschaftler auch noch, daß Sprache eine universelle Fähigkeit ist, die von Individuen nach *historischen* Traditionen realisiert wird, nach Traditionen von Sprach- und Diskurs-Gemeinschaften. Aber die dominanten Richtungen, das, was als „die Linguistik“ heute wahrgenommen wird, haben das Historische der Sprache weitgehend vergessen.

Der linguistic turn der Geschichte erinnert also die Linguistik an die historische Dimension der Sprache und generiert damit Beiträge zu einem wünschenswerten *historical turn* der Linguistik (damit ist nicht die Rückkehr zur Diachronie gemeint, sondern die Wieder-Bewußtwerdung der Historizität der Sprache). Dies möchte ich im zweiten Teil meiner Vorrede zu „Sprache der Geschichte“ erläutern.

2. Beiträge zu einer Linguistik der Geschichte

2.1. Wenn sie auch zunehmend die Geschichtlichkeit ihres Gegenstandes mißachtet, so ist die Geschichte, die sich die Linguistik erlaubt, merkwürdigerweise die *Geschichte ihrer selbst*. Gerade von dem Linguisten, der die Vernaturwissenschaftlichung der Linguistik wie kein anderer vorangetrieben hat, von Noam Chomsky, ist der Anstoß gekommen, sich mit der Geschichte der Disziplin zu beschäftigen¹⁸. Offensichtlich bedarf auch die Naturwissenschaft Linguistik einer Legitimation durch Geschichte. Diese monumentalische Geschichte einer bestimmten Sprachwissenschaft hat dann einen Forschungszweig etabliert, der sich in den letzten drei Jahrzehnten zu einem großen historiographischen Unterneh-

¹⁸ Noam Chomsky, Cartesian Linguistics. A Chapter in the History of Rationalist Thought (New York, London 1966).

men ausgewachsen hat¹⁹. Das historische Interesse der Sprachwissenschaft an sich selbst dient in dieser Periode der Krise offensichtlich der Orientierung.

Wie dem auch sei, diese Bemühungen haben mich ans Historische Kolleg gebracht mit dem kühnen Projekt, eine Geschichte des europäischen Sprachdenkens zu schreiben, also eine Synthese dessen, was die europäische Kultur seit den Anfängen über die Sprache gedacht hat. Ich habe mich dieser Aufgabe durch die Orientierung an „großen“ Texten der europäischen Sprachreflexion entledigt. Das Ergebnis dieser Bemühungen liegt nun auch schon gedruckt vor²⁰. Aber gerade weil ich ja kein professioneller Historiker bin, sondern ein Sprachwissenschaftler, hat mich die Arbeit am Historischen Kolleg zu einer Reflexion meines historiographischen Tuns gezwungen, die mich notwendigerweise zu den aktuellen meta-historischen Überlegungen der historischen Zunft führte. Es blieb daher nicht aus, daß ich im Gespräch mit meinen Historikerkollegen, vor allem mit Helmut Altrichter, auf die aktuellen Überlegungen zur Sprache der Geschichte gestoßen bin, von denen ich in meiner Eigenschaft als Romanist nur die französischen Anfänge kannte (ich hatte selber vor vielen Jahren als Linguist über Text-Theorie gearbeitet, als französischer Strukturalismus noch modern war). Die faszinierende Diskussion um den linguistic turn der Geschichte betraf nun einerseits meine Tätigkeit als Historiograph (der Sprachphilosophie und der Linguistik), andererseits aber fand ich mich auch als Sprachwissenschaftler aufgerufen, etwas zu diesen eindeutig „linguistischen“, also Sprachliches wissenschaftlich reflektierenden Überlegungen der Historiker zu sagen, zumal diese durch den mißverständlichen Ausdruck „linguistic“ eine Mitwirkung der Linguistik an ihrer Meta-Geschichte behaupteten. Diese Überlegungen haben zu einem Vortrag über die Sprache der Geschichte geführt, der inzwischen im Jahrbuch des Historischen Kollegs dokumentiert ist und den ich – halb ironisch – als einen Beitrag zu einer „Linguistik der Geschichte“ bezeichnete²¹.

Gleichzeitig wollte ich es aber genauer wissen, wozu mir das im vorliegenden Band dokumentierte Kolloquium Gelegenheit bot. Ich habe Sprachwissenschaftler, Philosophen und Historiker (solche, die auch jeweils etwas vom anderen sind) ans Historische Kolleg einladen können, um über die Sprache der Geschichte im Zeichen des linguistic turn zu diskutieren. Den gemeinsamen Nenner der intensiven Diskussion kann man vielleicht darin sehen, daß alle Beiträge um die Grenze zwischen Sprache und „Welt“ oder „Wirklichkeit“ kämpfen, daß sie die Herausforderung des linguistic turn aufgreifen, die darin besteht, daß er die Geschichte gleichsam im Sprachlichen versenkt. Fast alle Beiträge beharren dagegen auf einem

¹⁹ Vgl. z.B. Sylvain Auroux (Hrsg.), Histoire des idées linguistiques, 3 Bde. (Liège 1989–2000), oder Sylvain Auroux, E. F. Konrad Koerner, Hans-Josef Niederehe, Kees Versteegh (Hrsg.), History of the Language Sciences. Geschichte der Sprachwissenschaften. Histoire des sciences du langage, 2 Bde. (Berlin, New York 2000–2001).

²⁰ Jürgen Trabant, Mithridates im Paradies. Kleine Geschichte des Sprachdenkens (München 2003).

²¹ Jürgen Trabant, Sprache der Geschichte, in: Jahrbuch des Historischen Kollegs 2002 (München 2003) 41–65.

Jenseits der Sprache der Geschichte: einem Jenseits, das „Leben“, „Erlebnis“, „Sein“, „Widerfahrnis“, „Trauma“ heißt und daher schließlich auch: „Gerechtigkeit“, „Verantwortung“, „Vergebung“.

*

2.2.1. Ich möchte nun die einzelnen Beiträge vorstellen und abschließend meine Andeutung zum Beitrag dieser Diskussion auch für die Sprachwissenschaft verdeutlichen. Hierzu sind die Überlegungen von Wulf Oesterreicher zur Geschichtlichkeit der Sprache grundlegend. Er unterscheidet präzise die Ebenen des Sprachlichen, die bei der Rede von „Sprache“ oft durcheinandergebracht werden. Er erinnert daran, daß „Sprache“ eine *universelle* Tätigkeit des Menschen bezeichnet, die aber nur in der Rede des *Individuums* konkret erscheint, welche sich nicht nur nach den universellen Regeln des Sprechens oder dem individuellen Ausdrucks willen vollzieht, sondern eben immer auch nach den Regeln einer bestimmten Sprache (Englisch, Französisch, Russisch). Gerade letzteres nennt die Sprachwissenschaft die *historische* Ebene. Die historische Einzelsprache (*langue*) interessiert in der Diskussion um die Sprache der Geschichte kaum, wohl aber, wie schon gesagt, eine zweite Dimension des Historischen der Sprache: die Traditionen der Diskurse. Der „discours de l'histoire“ ist ja nicht eine mit der Sprechfähigkeit des Menschen mitgegebene universelle Eigenschaft des Sprechens, er ist auch keine individuelle Sprachproduktion, sondern es handelt sich dabei um eine in unserer europäischen Kultur – für die anderen Kulturen müßte das untersucht werden – als historisches Phänomen auftretende Textgattung. Schon Aristoteles unterscheidet z. B. in der *Poetik* die Historiographie deutlich von der Dichtung und von der Philosophie. Die sprachlichen Musen stehen sogar schon im griechischen Mythos ganz offensichtlich für kulturell etablierte Textgattungen: Kalliope für die epische Dichtung, Thalia für die komische Dichtung, Euterpe für die Lyrik, Melpomene für die tragische Dichtung usw. Und die Geschichtsschreibung wird bekanntlich von Klio betreut, die im vorliegenden Band von Kittsteiner angerufen wird. Der erste Beitrag situiert unsere Frage nach der Sprache der Geschichte auf der historischen Ebene der linguistischen Betrachtung. Insofern sind alle Beiträge des Bandes auch Beiträge zu einer Linguistik des historischen Diskurses.

Die Zuständigkeit des Sprachwissenschaftlers für den Diskurs der Geschichte ist auch der Ausgangspunkt der sprachhistorischen Überlegungen von Konrad Ehlich, die zu den Anfängen unserer Kultur führen. Bei Aristoteles ist die Aufteilung der Diskurse schon ein fest etabliertes Faktum. Auch ist in jenen aufgeklärten Zeiten das Wort, der *logos*, ganz offensichtlich schon ganz von dem Ereignis, von der Tat getrennt. Aber daß gerade diese Trennung eine historische Errungenschaft ist, zeigt der Blick aufs Hebräische, wo das Wort *dabar* noch Wort und Tat in eins setzt. Aber auch das deutsche Wort „Geschichte“ – ebenso wie „histoire“ oder „storia“ – enthält ja noch diese Ambiguität, sofern es sowohl die *res gestae*, die Ereignisse und Taten, als auch die Versprachlichung dieser Ereignisse und Taten bezeichnet, die *historia rerum gestarum*. Die Trennung der beiden Aspekte hängt ganz offensichtlich mit der Reverbalisierung des erinnerten Ereignisses zusam-

men, durch die – vor allem dann auch durch die *Verschriftlichung* – die Überführung der Erinnerung des Ereignisses in Wissen und Wissenschaft möglich wird.

*

2.2.2. Daß ohne diese Verbalisierung des Geschehenen dieses zwar geschehen, aber nicht dem Wissen des Menschen verfügbar ist, machen auch die an Nietzsche anschließenden Überlegungen von Tilman Borsche deutlich. Die sogenannten Fakten der Geschichte sind nur durch die sprachliche Darstellung wirklich. Vor allem aber werden sie durch die Versprachlichung in eine *Pluralität* der Darstellungen gestellt. Schon weil die Sprachen verschieden sind, vor allem aber auch, weil auch die Darstellung mit dem Leben der Darstellenden verbunden ist. Die Bindung an das Leben verknüpft das Vergangene mit der *Zukunft*, so daß Geschichte über die Darstellung des Geschehenen auf das verweist, was noch geschehen soll. Ein Jenseits der Sprache der Geschichte ist jedenfalls das zukünftige Handeln. Damit ist bei Borsche die Frage nach der Verantwortung für die Geschichte gestellt, und es erwächst aus der – notwendigerweise vielfältigen – Sprachlichkeit der Geschichte eine *ethische* Dimension der Geschichtsschreibung. Es geht ja nicht nur darum, einfach das historiographische Wort zu ergreifen, sondern darum, dies „nach bestem Wissen und Gewissen“ zu tun. In der Perspektive einer Ethik der Historiographie verweist die Forderung nach „Objektivität“ der Geschichte eher auf die „Gerechtigkeit“ der Darstellung als auf eine – chimärische – „Wahrheit“, eine Eins-zu-Eins-Abbildlichkeit, eine eindeutige Bezeichnung, wie naturwissenschaftliche Epistemologie sie der Geschichte vorschreiben möchte.

Auch bei Dilthey geht es, folgt man den Ausführungen von Giuseppe Cacciato, letztlich um das „Leben“. Es ist aber das „Sprechende“ des Geschehenen (der „geschichtlichen Welt“) bei Dilthey deutlicher gefaßt als bei Nietzsche. Die Sprachlichkeit der *res gestae* ist das vermittelnde Moment, welches das Verstehen des Historikers überhaupt in Gang setzt. Humboldt hatte diesen hermeneutischen Grundgedanken jeder Historiographie in einer Passage seiner Rede über den Geschichtsschreiber klassisch formuliert:

„Jedes Begreifen einer Sache setzt, als Bedingung seiner Möglichkeit, in dem Begreifenden schon ein Analogon des nachher wirklich Begriffenen voraus, eine vorhergängige, ursprüngliche Uebereinstimmung zwischen dem Subject und Object. Das Begreifen ist keineswegs ein blosses Entwickeln aus dem ersteren, aber auch kein blosses Entnehmen vom letzteren, sondern beides zugleich. Denn es besteht allemal in der Anwendung eines früher vorhandenen Allgemeinen auf ein neues Besondres. Wo zwei Wesen durch gänzliche Kluft getrennt sind, führt keine Brücke der Verständigung von einem zum andren, und um sich zu verstehen, muss man sich in einem andren Sinn schon verstanden haben.“²²

²² Wilhelm von Humboldt, Ueber die Aufgabe des Geschichtsschreibers (1821), in: Wilhelm von Humboldt, Über die Sprache, hrsg. von Jürgen Trabant (Tübingen, Basel 21994) 43 (GS IV: 47).

Die ursprüngliche Übereinstimmung zwischen Subjekt und Objekt, das Analogon zwischen dem Begreifenden und dem Begriffenen, liegt vor allem natürlich darin, daß auch das Objekt ein Mensch und also ein Sprechender ist. Der Verstehende (der nicht einfach ohne Halt im Objektiven aus sich selbst heraus drauflosdenkt, aus sich selbst „entwickelt“) „entnimmt“ daher auch nicht einfach die Erkenntnis aus dem Objekt, sondern er tritt in ein Gespräch mit dem sprechenden Objekt ein. Die Geschichte spricht. Mit dieser „verständnis“ sich der Geschichtsschreiber, weil sie spricht – wie er selber. In seinem späteren Hauptwerk *Über die Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaues* dehnt Humboldt das hier über die Geschichtsschreibung Gesagte auf die Sprachwissenschaft aus. Bei Dilthey gilt, was er von der Geschichte sagt, natürlich für die Geisteswissenschaften überhaupt, die insgesamt jene „Brücke der Verständigung“ eines vorgängigen Verstandehens beschreiten.

Wenn auch, wie Humboldt meint, eine ursprüngliche Übereinstimmung zwischen Begreifendem und dem zu Begreifenden besteht, so geht doch geschichtliche Erkenntnis nicht ganz in diesem hermeneutischen Gespräch auf. Es gibt nach Stefan Otto nämlich einen nicht zu versprachlichenden Rest des Faktums, eine Seite des Geschehenen, die nicht spricht. Nur die dem Historiker zugewandte Seite spricht, die andere Seite des janusköpfigen Ereignisses verbleibt im Dunklen. Das im historischen Sachverhalt immanente Sein leistet Widerstand. Otto insiziert gegenüber den „Sprachlern“ auf einer historischen Ontologie. Der sprachlich nicht auflösbare ontologische Rest des Faktums manifestiert sich im „Widerfahrnis“, in dem, was Imre Kertész, der das furchtbarste Geschehen, Auschwitz, überlebt hat, das „Tatsachen-Leben“ des historischen Faktums nennt.

*

2.2.3. Trotz dieser schmerzlichen Verankerung im Sein hat der radikale linguistic turn nahegelegt, daß Klio dichtet, da sie ja eine Muse ist, daß sie also sozusagen ohne Bezug zum Sein ein rein literarisches Sein schafft: „il n'y a pas de hors-texte“. Aber die drei folgenden Beiträge zeigen, daß dies bei genauerem Hinsehen letztlich nicht der Fall ist, sogar nicht einmal bei den Autoren, denen man das vorwirft. Der, wie Otto schreibt, der Sprache abgewandte Teil des historischen Faktums, macht sich offensichtlich doch immer wieder bemerkbar. Heinz Dieter Kittsteiner zeigt zunächst am Beispiel seines eigenen Schreibens, daß Klio zwar eine Muse ist, das heißt, daß sie für einen bestimmten Diskurs zuständig ist, den sie auch durchaus „schön“ machen darf. Im Gegensatz zu ihren Schwestern aber dichtet sie nicht, d. h. sie schafft ihre Gegenstände nicht selber, sondern verweist auf das „Geschehene“, auf jenen ontologischen Rest, auf den Stefan Otto aufmerksam gemacht hat.

Man hat geradezu den Eindruck, als ob sich das in der Sprachlichkeit völlig aufgehobene Sein an einem der Initiatoren des linguistic turn rächen wollte: Roland Barthes hat, wie wir gesehen haben, mit seinem Aufsatz „Le discours de l'histoire“ 1967 die aktuelle Diskussion um die Sprachlichkeit der Geschichte angestoßen. Roland Barthes war es, der die radikale Sprachlichkeit der Geschichte ge-

gen einen simplizistischen und trügerischen Referentialismus und Objektivismus („Wissenschaftlichkeit“) der Historiographie aufgezeigt hat. Ja, er hat sogar ein besonderes Indiz jener intendierten Referentialität, das Detail, als eine bloß scheinhafte Bezugnahme auf das Wirkliche decouvert: den Realitätseffekt, den „effet de réel“. Aber, während es in diesem grundlegenden Aufsatz über den Diskurs der Geschichte so scheint, als habe Roland Barthes die „Welt“, die Realität, das Leben oder das Sein ein für allemal verabschiedet, so läßt ihn dies, wie Bettina Lindorfer darstellt, doch nicht in Ruhe. Das verabschiedete Wirkliche taucht geradezu wie ein Unabgeholtes immer wieder aus der Verdrängung auf. Barthes wäre – wie Platon – so gern direkt an das Sein herangekommen. Er umkreist daher die Möglichkeiten des reinen Denotierens. Die Photographie ist für ihn ein solches Mittel. Sprachlich ist dem Sein aber kaum beizukommen. Einzig im Haiku nähert sich Sprache der Wirklichkeit gleichsam in einem Notat des Widerfahrnis. Zurückgewendet auf die Problematik der Sprache der Geschichte ist das Haiku allerdings nicht gerade eine Form des historischen Diskurses. Das Haiku scheint aber nicht weit entfernt von vielem, was sich im Archiv befindet, von den nicht systematisierten Notierungen, von chronikhaften Aufzählungen, das Haiku ist gleichsam eine Form des unaufgeräumten Archivs.

Während also der französische Initiator des linguistic turn letztlich doch unglücklich auf der Grenze zwischen Signifikat und Referent sitzt, scheint die amerikanische „linguistisch gewendete“ Historiographie die Sprachlichkeit der Geschichte zu genießen. Hayden White, der sich anfänglich noch nach Objektivität und Referenz geseht hatte, vertritt – so scheint es – nun eine radikale sprachliche Immanenz der historischen Darstellung, wenn er immer wiederholt, daß es nicht um „Wahrheit“, sondern um Interpretation und „Sinn“ gehe. Aber auch Hayden White hat eigentlich nie geleugnet, daß es jenseits des Textes eine Realität gibt und daß sich die Texte auf diese beziehen und diese interpretieren. Er hat nur unermüdlich die „Literarität“ der historischen Texte behauptet, das heißt ihre künstlerisch-rhetorische Geformtheit, und in dieser die Koinzidenz mit literarischen Texten gesehen. Ich habe schon in meinem Vortrag zur Sprache der Geschichte gesagt, daß m. E. White nicht den historischen Diskurs, sondern die Spezifität des *literarischen* Diskurses nicht recht erfaßt, und zwar in doppelter Hinsicht: Ich halte es gerade für die *differentia specifica* von „Literatur“ im engeren Sinne, daß sie sozusagen prinzipiell nicht referiert (selbst wenn sie es tut): Sie schafft eine Welt aus Sprache. Andererseits braucht ein literarischer Text mitnichten „literarisch“ aufgemacht zu sein (auch wenn er das normalerweise ist): Die „artistische“ Gestaltung eines Textes (Reim, Versmaß, rhetorische Figuren) definieren nicht seine Literarität, auch ein Stück Telefonbuch, die Aufstellung einer Fußballmannschaft oder ein Kochrezept können – im rechten pragmatischen Kontext – „Literatur“ sein²³. White aber kennt die radikale *pragmatische* Differenz zwischen Literatur und anderen Diskursarten gerade nicht. Daher fällt es White auch nicht allzu schwer, die Existenz sprachunabhängiger Faktizität zuzugestehen, er hat sie

²³ Vgl. hierzu Jürgen Trabant, *Elemente der Semiotik* (Tübingen, Basel 31994) 139 ff.

nie geleugnet. Daher braucht man auch White kein Zugeständnis zu entlocken, daß das extremste Faktum, das schrecklichste Widerfahrnis, Imre Kertész' „Tatsachen-Leben“, tatsächlich existiert hat. Er hat nie daran gezweifelt.

Dies gilt letztlich auch für den anderen prominenten Vertreter des linguistic turn, für LaCapra, der seine metahistorischen Reflexionen auf den Holocaust und dessen Realität fokussiert. Tim B. Müller zeichnet nach, wie sich dieser Theoretiker gerade mit der Grenze des Sprachlichen – eben am Beispiel des schrecklichsten Widerfahrnis – beschäftigt: Im sprachlich nicht mehr Darstellbaren, im Überwältigenden, im Trauma findet die Sprache der Geschichte ihre Grenze bzw. ihr Jenseits. Anders als bei White liegt der theoretische Schwerpunkt bei LaCapra auf den res gestae, auf der Textförmigkeit der Quellen, und für die historia rerum gestarum bringt er statt der Rhetorik die Psychoanalyse ins Spiel: Das Schreiben des Historikers wird mit dem Freudschen Begriff der Übertragung gefaßt, die in einem „dialogischen Lesen“ (Dialog mit den Quellen, Dialog mit den anderen Historikern) stattfindet (wer dächte hier nicht an Humboldts oben zitierte Passage). Diesem linguistic turn war sein Jenseits oder seine Überwindung von vornherein eingeschrieben. Denn: Wo der Dialog – mit den Quellen, mit den Kollegen – den Historiker verstummen läßt, steht er notwendigerweise dem factum brutum, dem sprachlosen Geschehen oder dem sprachlos machenden Geschehen gegenüber. LaCapra ist darüber hinaus praktisch: Es geht auch darum, wie Geschichte geschrieben werden soll. Und hier verlangen die Fakten des sprachlos machenden zwanzigsten Jahrhundert neue Formen der Präsentation, die nicht mehr mit den literarischen Mitteln der klassischen Geschichtsschreibung gefaßt werden können. Könnte das Haiku, von dem Roland Barthes fasziniert war, das nicht-interpretierte Aufgelesene, ein erster Schritt zum Sprechen über die sprachlos machende Welt, ein erster Schritt zur Heilung sein? Schon die dialogische Lektüre, erst recht aber die Begegnung mit dem traumatischen Widerfahrnis bedarf, was Dilthey schon gesehen hatte, der Empathie: „Einfühlung“. Geschichtsschreibung ist also durchaus da, wo Nietzsche sie lokalisierte: im Leben – oder im Weiterleben. Wenn die Geschichte wieder sprechen kann, ist das Trauma auf dem Weg zur Heilung. Schon deswegen muß sie versuchen zu sprechen.

*

2.2.4. Bevor ein anderer Historiker den Band mit Überlegungen zum praktischen Schreiben der Geschichte abschließt, zeigt Ulrich Raulff, wie der große Kunsthistoriker Aby Warburg die Sprache der Geschichte der Kunst formt. Warburgs historischer Diskurs kennt das Barthesche Problem überhaupt noch nicht. Ganz selbstverständlich nützt dieser Schreiber der Geschichte die kreativen Kräfte der Sprache. Kunstgeschichte als „historische Psycho-Energetik“ spricht metaphorisch die Sprache der Elektro-Energie. Warburgs Text ist durchströmt von einer Kraft, die ganz selbstverständlich die historischen Fakten schafft, von deren realer Existenz er aber ebenso selbstverständlich überzeugt ist. Man möchte sagen: Natürlich dichtet Warburg, oder besser: Er schafft ein kunsthistorisches Faktum, indem er es aufs eindrucksvollste mit Worten „prägt“.

Den Abschluß des Bandes bildet ein – für unseren Band stark überarbeiteter und erweiterter – Aufsatz von Christian Meier, der unsere Tagung am Historischen Kolleg eröffnet hatte. Meier lenkt den Blick auf das Schreiben der Geschichte selbst, auf die Praxis des aktiven Historikers. Diese Praxis des Schreibens der Geschichte war ja das Problem, dem die Tagung über die Sprache der Geschichte ihr Entstehen verdankte. Es war mein Problem: Wie schreibe ich Geschichte und zwar eine besondere Art von Geschichte, nämlich eine Synthese, die sich an ein allgemeines gebildetes Publikum wendet, das, wie Meier schreibt, ein paar Stunden Lebenszeit dafür aufwendet, sich anhand eines Buches über eine bestimmte historische Gestalt zu informieren. Als Christian Meier die erste Fassung des Artikels schrieb, stand er mitten in der Arbeit an seinem großen Athen-Buch (das inzwischen zum Klassiker geworden ist und also seine Überlegungen erfolgreich in die Tat, d. h. ins Buch umgesetzt hat). Es geht bei Meier um „allgemeine“ Geschichte. Daher sind die Überlegungen zum Verhältnis von Ereignisgeschichte, Struktur und Wandel zentral, oder die Frage zum Verhältnis von Mikro- zu Makrogeschichte. Dieses allgemeine Problem des Historikers, das Problem der Auswahl, ist natürlich ebenso fundamental wie die Reflexion des Verhältnisses zwischen der vergangenen, fernen historischen Gestalt und der Gegenwart des Lesers, die Frage nach der Verwendung oder Nichtverwendung von Fachterminologie, vor allem aber die Frage nach der „Subjektivität“.

Vielleicht unterscheidet sich hinsichtlich der sogenannten „Subjektivität“ die Aufgabe des Historikers eines Faches oder einer geistigen Fragestellung von der des „allgemeinen“ Historikers, zumal wenn der Fach-Historiker gleichzeitig auch ein Fach-Wissenschaftler ist: Wie alle Praxis ist auch die aktuelle Forschungspraxis des Faches Linguistik ganz entschieden bestimmten Fragestellungen unterworfen und von bestimmten theoretischen Vorentscheidungen geprägt. Dies ist in einem völlig zerrissenen oder sich vielleicht sogar in Auflösung befindlichen Fach wie der Linguistik in ganz besonders extremem Maße der Fall. Das Fach ist außerdem wie andere Fächer – man denke an die Biologie (dort sind durch die gesellschaftlich forcierte Genforschung z. B. die Botaniker geradezu ausgestorben) – massiv von der umgebenden kulturell-politischen Entwicklung abhängig. Und weil das so ist, ist natürlich meine Geschichte des europäischen Sprachdenkens „subjektiv“ gefärbt von meiner Forschungspraxis und von meiner kulturell-politischen Position in der Frage der Sprache. Diese Orientierung an einem aktuellen Handeln spitzt das von Meier angesprochene Problem der Subjektivität ganz offensichtlich zu. Es ist aber lösbar, wenn man bedenkt, was Meier von den modernen Lesern schreibt: Er weist nämlich darauf hin, daß die Leser heute gar keine allwissenden Historiker mehr erwarten. Sie wissen, daß der Historiker auch nicht alles weiß und daß er – wie jeder Mensch – in vielfältigen aktuellen praktischen, weltanschaulichen, politischen etc. Bezügen steht. Es kommt darauf an, diese deutlich zu machen. Die explizite Selbstreflexion des Historikers spielt daher in der Art von Historiographie, der ich meine Arbeit am Historischen Kolleg zuordnen möchte, eine ganz zentrale Rolle. Was der ideale Leser meines Buches von mir erfahren soll, habe ich in dem Buch „nach bestem Wissen und Gewissen“ (Bor-

sche) ausdrücklich notiert. Ich habe darüber hinaus aber auch – wie Meier empfiehlt – versucht, die Darstellung „literarisch“ zu gestalten. Klio dichtet vielleicht nicht, sie hat nämlich, wie Humboldt schreibt, im Gegensatz zur Dichterin einen „Sinn für die Wirklichkeit“. Aber eine Muse ist sie ja schon.

*

2.3. Abschließend möchte ich, wie angekündigt, die vorliegenden Beiträge noch einmal als auch für die Sprachwissenschaft bedeutsam requirieren, als Beiträge zu einer „Linguistik der Geschichte“. Natürlich bringen die Überlegungen zum „discours de l'histoire“, zum historiographischen Diskurs, keine Einsichten in die Struktur irgendeiner Einzelsprache. Sie gehören also nicht zu diesem historischen „Herzstück“ der Sprachwissenschaft. Aber: Sie sind doch insofern nicht nur Beiträge zur Geschichte oder zur Metageschichte, als sie zu jenem zweiten historischen Bereich der *Sprachwissenschaft* beitragen, an den Oesterreicher so eindringlich erinnert: zum Bereich der Diskurstraditionen. Dieser ist per definitionem ein Bereich, wo die Sprachwissenschaft nicht allein operiert, sondern wo sie sich mit den Disziplinen überkreuzt, die bestimmte historische Rede- und Schreibformen zum Gegenstand haben, wie z.B. die Literaturwissenschaft, die Jurisprudenz, die Philosophie, die Theologie und eben auch die Geschichte. „Naturgemäß kommt daher auch bei diskurstraditionellen Fragestellungen einer Kooperation der Linguistik mit anderen Disziplinen größte Bedeutung zu“, schreibt Oesterreicher in dem Beitrag, der unseren Band eröffnet. Überlegungen zum Roman, zum Gebet, zum Gesetz, zur Historiographie sind aber eben auch Beiträge zur Linguistik. Wenn sich auch die hier schreibenden Philosophen und Historiker wundern mögen, daß sie auch Linguisten sein sollen, so muß ihnen die Linguistik sagen, daß ihre Beiträge ein genuin linguistisches Problem behandeln: die Traditionen des Sprechens²⁴.

Das Historische Kolleg hatte, wie es seiner Bestimmung entspricht, mich als Historiker eingeladen, und als Historiker der Linguistik und der Sprachphilosophie habe ich kein linguistisches, sondern ein historiographisches Werk verfaßt. Mit dem – von den Historikern angeregten – Vortrag und mit dem Kolloquium zur Sprache der Geschichte habe ich aber nicht nur metahistorische Selbstreflexion betrieben, sondern auch als Linguist agiert, der sich über eine historische Diskurstradition beugt, die als solche durchaus auch in seine Kompetenz fällt. Daß dies auch gleichzeitig mit einer leidenschaftlichen und lebendigen innerhistorischen Diskussion koinzidiert, war natürlich für den Sprachwissenschaftler ein besonderes Glück.

²⁴ Vgl. *Brigitte Schlieben-Lange*, Traditionen des Sprechens. Elemente einer pragmatischen Sprachgeschichtsschreibung (Stuttgart 1983).

Verzeichnis der Tagungsteilnehmer

Prof. Dr. Tilman Borsche, Hildesheim
 Prof. Giuseppe Cacciato, Salerno, Italien
 Prof. Dr. Konrad Ehlich, München
 Prof. Dr. Heinz Dieter Kittsteiner, Frankfurt/Oder
 Dr. Bettina Lindorfer, Berlin
 Prof. Dr. Christian Meier (München)
 Tim B. Müller, Neuhofen
 Prof. Dr. Wulf Oesterreicher, München
 Prof. Dr. Stephan Otto, München
 Dr. Ulrich Raulff, München
 Prof. Dr. Jürgen Trabant, Berlin (Stipendiat des Historischen Kollegs 2001/02)